Geht der Krieg seinem Ende entgegen?

Von einem ehemaligen Generalstabsoffizier.

Jetziger Weltkrieg ähnlich den Koalitionskriegen früherer Zeiten. — Stadium der Stagnation eingetreten. — Frühjahrs-Offensive hatte erhebliche Schwächung der Schlagkraft der Entente zur Folge. — Schlacht bei Messines als Beweis. — Zermürbungs-Taktik als notgedrungenes Aushilfsmittel. — Eingreifen der Ver. Staaten abgewartet. — Offensive Hindenburg's nicht zu erwarten.

Unterzieht man den jetzigen Weltkrieg hinsichtlich der Entstehungsgründe und seines bisherigen Verlaufes einer hauptsächlich von militärischen Gesichtspunkten diktierten Analyse, so gewinnt der Eindruck, daß es sich, was Wesen, und Entwicklungsformen anbelangt, trotz der bedeutend gesteigerten und sich noch steigernden Dimensionen prinzipiell nicht von anderen gleichartigen großen Kriegsaktionen früherer Jahrhunderte unterscheidet, immer mehr an Stärke. Zwar ist der Begriff „die Zahl im Kriege" bis zum größtmöglichsten Umfang erweitert worden, zwar sind die technischen Kriegsmittel auf einen bisher noch nicht dagewesenen Grad der Vollkommenheit gebracht worden; Flugzeuge und Tauchboote sind als neuartiges Kampfwerkzeug in Erscheinung getreten; auch beschränkt sich die Aktivität in diesem Völkerringen nicht mehr allein auf die Armeen im Felde, sondern nimmt außerdem die gesamte industrielle und ökonomische Leistungsfähigkeit der kriegführenden Nationen in Anspruch. Trotz alledem können alle diese modernen Phänomene nur als Folgerscheinungen der Kriegsaktionen im Großen, nicht aber als entscheidende Einflußfaktoren auf das Wesen und den Ausgang des Kampfes angesehen werden. Denn der einzig ausschlaggebende Faktor bleibt der Mensch, der den Krieg führt, und der die ihm innewohnenden Fähigkeiten und die von ihm erdachten Instrumente zur Besiegung des Gegners einsetzt.

Koalitionen von Mächten, ähnlich jenen zum gegenwärtigen Zeitpunkte, hat auch schon in früheren großen Kriegen der Weltgeschichte gegeben. Die Größe der Heere und der technischen Mittel mag im Verhältnis zur Entwicklungsstufe der militärischen Organisation dabei dieselbe eine Rolle wie heute. Man kann die eigentlichen Ursachen des jetzigen Krieges noch so verschiedener Art sein, die einzig große Tatsache bleibt, daß vor demselben, man könnte sagen, ein unleugbar latentes Kriegsbedürfnis der europäischen Völker existierte, Immer anderen Ausweg als einen Krieg zuließ. Dieses Kriegsbedürfnis wäre in früheren Zeiten große Auseinandersetzungen von Völkerschaften und Massen zur Folge gehabt. Dem Wesen nach ist der jetzige Krieg daher seinen Vorgängern entschieden gleichartig.

Auch der bisherige Verlauf des Krieges weist eine ähnliche Entwicklung wie die großen Koalitionskriege am Anfang und in der Mitte des 18. Jahrhunderts auf. Bei näherem Studium der letzteren, beispielsweise des spanischen Erbfolgekrieges, fällt die Gleichartigkeit der militärischen Entwicklungen mit jener der Jetztzeit umso mehr ins Auge, als dann wie die Kriegsschauplätze in Belgien, am Rhein und in Italien ähnliche abwechselnde Haupt-Aktionen sahen, wie heutzutage Belgien, Nordfrankreich und das österreichische Küstenland. Selbst im Zuge der faktischen Ereignisse ist diese Synonimität recht bemerkenswert. Alle diese Koalitions-Kampagnen, in welchen sich militärisch verhältnismäßig gleichstarke Parteien gegenüberstanden, und deren Durchführung mehrere Jahre in Anspruch nahm, wiesen in ihrem Verlauf einige ziemlich distinkte Stadien auf, und zwar zuerst die Einleitungskämpfe, denen dann ziemlich rasch die Klimax der militärischen Aktionen, die Hauptschlachten folgten. Darauf traten immer länger werdende Operationspausen ein, bis schließlich die Parteien wegen zunehmender Erschöpfung einander lediglich in festen Positionen gegenüberstanden und nur dann und wann ein größerer Schlag an irgend einer Front geführt wurde. Ein weder den aufgebotenen Machtmitteln noch der Kriegsdauer der Proportion nach gemäßer Friede, der keine besonderen politischen Verschiebungen bedingte, bildete gewöhnlich einen Schlußakt, der vorher in einigen Fällen schon durch den Zerfall einer Koalition eingeleitet wurde.

Betrachtet man an Hand dieser Vorbeispiele den bisherigen Entwicklungsgang des Weltkrieges, so könnte man die Ereignisse des Jahres 1914 und des Frühjahres 1915 trotz ihrer Dimensionen gewissermaßen in die Kategorie von Einleitungskämpfen einreihen. Denselben folgte dann die Kulmination der militärischen Kraftanstrengung der Zentralmächte im Sommer und Herbst 1915, welche in der hauptsächlichen Erreichung ihrer Kriegsziele resultierte. Das Jahr 1916 sah dann den Höhepunkt der Kriegsaktion der Entente-Mächte, der in der gleichzeitigen Offensive an allen Fronten und in der Schließung des Ringes um die Zentralmächte durch den Beitritt Rumäniens seinen Ausdruck fand. Die große Situation des Jahres 1917 weist bereits eine Aenderung der Kriegslage auf, da durch die infolge der Revolution bedingte Schwächung der russischen Kampfkraft die Intensität der militärischen Betätigung der Entente gelitten hat.

Symptome der Kriegführung.

Wollte man nun auf Grund obertrachter kriegsgeschichtlicher Anteze denen einen Schluß wagen, so schiene die Annahme naheliegend, daß, nachdem die große Frühjahrs-Offensive 1917 der drei Westmächte einem strategischen Fehlschlage gleichzuwerten ist, ein abermaliger Versuch, die deutsche Westfront zu durchbrechen, in gleichem Stile nicht sobald mehr zu gewärtigen sei. Diese jüngste alliierte Aggression hat die Nutzlosigkeit der Bemühungen, nur einen Teil der gegnerischen Gesamtfront zu überwältigen, während die anderen verhältnismäßig unbelästigt bleiben, zur Tatsache erhärtet und die Entente muß sich mit der Idee abfinden, daß ihre operative Tätigkeit für eine Zeitlang in ein stagnierendes Stadium geraten dürfte, bis die Frage der weiteren Teilnahme Rußlands am Kriege definitiv gelöst ist und sich das Eintreten der Ver. Staaten in den Kampf als einflußreicher Faktor auf die Gestaltung der Kriegslage fühlbar macht. Daß England, Frankreich und Italien allein nochmals zu einer Fortsetzung der Offensive in gleichem Umfange und Maßstabe wie in den Monaten April und Mai d. J. imstande sind, kann mit Hinsicht auf folgende Umstände als recht zweifelhaft erachtet werden:

General Maurice, der Leiter des operativen Büros des britischen Ministeriums, dessen Redseligkeit im Verhältnis zu den Mißerfolgen der alliierten Waffen stetig zunimmt, zitierte wieder seit einigen Wochen die ziemlich abgestandene Theorie, daß kein Durchbruch, sondern nur eine Zermürbung und Schwächung der gegnerischen Streitkräfte für die Frühjahrs- und Sommer-Kampagne in Aussicht genommen gewesen sei.

Englische Militär-Sachverständige haben laut Londoner Meldungen erklärt, daß die Alliierten schon vor zwei Monaten den Höhepunkt ihres Menschenmaterial-Aufgebotes erreicht hätten.

Schließlich, was dem einsichtsvollen Beobachter als die Hauptsache erscheinen dürfte, der Unterschied zwischen der Entente-Kriegführung und Kampf-Taktik in der jüngsten Zeit und der im Monat April und anfangs Mai.

Fügt man überdies die in keinem Verhältnis zu dem erzielten Resultat stehenden enormen Verluste in der Frühjahrs-Kampagne — deren Umfang durch die bekannte Interpellation in der französischen Deputierten-Kammer und den abermaligen Wechsel im Oberkommando in das richtige Licht gerückt wurde — hinzu, so kann man der Annahme, daß die nur von lokalen Unternehmungen ausgefüllte, seit Abschluß der italienischen Isonzo-Offensive eingetretene strategische Operations-Pause noch geraume Zeit andauern dürfte, einige Berechtigung nicht versagen. Zwar läßt sich London aus Berlin melden, der deutsche Generalstab hätte den Vertretern der Presse gegenüber die Erwartung einer recht bald bevorstehenden neuerlichen französischen Offensive großen Stiles angedeutet, ein bedingungsloses Vertrauen auf die Glaubwürdigkeit dieser Nachricht sei aber Londoner Meldungen gegenüber weniger verhärteten Gemütern als jenem des Verfassers überlassen. Wenn bei irgend einem der Kriegführenden die Rücksicht auf Konservierung der bereits stark mitgenommenen militärischen Kraft irgend eine Rolle zu spielen beginnt, so ist dies in erster Linie bei Frankreich der Fall. Warum die Franzosen, wo ihnen die Ver. Staaten Unterstützung mit Truppen, Geld und Material in Aussicht gestellt haben, noch vorher eine voraussichtlich abermals nutzlose, verlustreiche große Angriffsaktion wagen sollten, ist nicht recht einzusehen.

Eine noch deutlichere Bekräftigung der Voraussetzung, daß die nun schon seit Mitte Mai andauernde strategische Operationspause an der Westfront noch geraume Zeit währen dürfte, ist in der gegenüber dem Frühjahrsanfang gänzlich verschiedenen Kampftaktik der englisch-französischen Führung zu erblicken. Damals sah man großangelegte Operationen an breiten Fronterstrecken, die nach einem einheitlichen Plane geleitet wurden und die Absicht eines strategischen Durchbruches nicht verleugnen konnten. Jetzt ist der Umfang der Unternehmungen rein lokaler Natur, eine einheitliche Operations-Tendenz zwischen britischen und französischen Aktionen ist überhaupt nicht mehr zu konstatieren und die Ziele derselben sind offenkundig gar nicht mehr weitgesteckt. Welchen dezidierten Streich der Mißerfolg und die furchtbaren Verluste der Frühjahrs-Offensive durch den großen alliierten Kampagne-Plan gemacht haben, läßt sich aus dem Charakter der Schlacht im Abschnitte Wytschaete-Messines und dem Umstande, daß die Franzosen alle Hände voll zu tun haben, um die deutschen Gegenangriffe an der Aisne- und der Champagne-Front abzuwehren, vollauf ermessen. Es gewinnt überhaupt auf Grund des gegenwärtigen militärischen Verhaltens der Entente immer mehr den Anschein, als ob die großen Feldzugspläne der Alliierten für das Jahr 1917 durch die russische Revolution und deren Konsequenzen schon vor dem Beginn der Durchführung einen unheilbaren Stoß erlitten haben und der ganze Frühjahrs-Angriff in Frankreich und am Isonzo eher nur einen verzweifelten Versuch vorstellte, auch ohne Mithilfe Rußlands die einmal gefaßte Absicht, im Vertrauen auf die ungeheuren umfassenden Vorbereitungen, in die Tat umzusetzen. Dieselbe Va Banque-Taktik hat offenkundig auch das Vorgehen der Entente bei der gewaltsamen Entthronung des griechischen Königs Konstantin diktiert.

Die Schlacht bei Messines selbst, obwohl sie von der britischen Presse als taktisches Meisterstück gepriesen wird, läßt bei kühler Beurteilung recht weitgehende Schlüsse zu, die gerade nicht gar zu sehr zugunsten der momentanen militärischen Leistungsfähigkeit der britischen Streitkräfte sprechen. Ein zunächst ins Auge fallender Umstand ist, daß die ganze Operation nicht über das Anfangs-Stadium heraus gedieh, sondern trotz langer intensivster Artillerie-Vorbereitungen und von in derartigem Umfange noch nicht dagewesenen Minenoperationen nach kurzen Anfangserfolgen vor dem deutschen Widerstand zum Stehen kam; ferner, daß für dieses rein lokale Unternehmen eine ganze Armee konzentriert werden mußte, die auf einem nur 9 Meilen breiten Frontabschnitt angesetzt wurde. Vergleicht man nun das erzielte Resultat mit dem Aufgebot von Streitkräften und dem Aufwande an Kriegsmitteln, so kann von einem Erfolge überhaupt umso weniger die Rede sein, als der in den letzten Tagen durchgeführte deutsche Gegenangriff den geringen Gebietsstreifen, welchen die Engländer im ersten Ansturm gewannen, noch um ein Beträchtliches reduzierte. Gegen die Behauptung, daß die britischen Heerführer mit dem ganzen Unternehmen lediglich das Eindrücken des deutschen Frontvorsprunges Wytschaete—Messines beabsichtigten und kein weiteres größeres Ziel verfolgten, spricht ganz entschieden der zu einer derartig lokalen Absicht in gar keinem Verhältnis stehende, abgeschilderte Kraftaufwand. Hingegen liegt die Möglichkeit nahe, daß Feldmarschall Haig sich die neue Theorie französischer Strategen, daß bei der Beschaffenheit der modernen Kriegsfronten ein großer strategischer Durchbruch nicht mehr denkbar, aber lokale Durchbrüche durchführbar seien, zu eigen gemacht hat und dieselbe in der Praxis erproben wollte. Wie auch die mit der Aktion bei Wytschaete verbundene Absicht des englischen Generalstabes beschaffen gewesen sein mag, die unverhältnismäßige Kräfte-Konzentrierung auf engem Raume und das geringe faktische Ergebnis lassen sich nicht anders als ein merkbares Anzeichen der momentanen militärischen Schwäche der diesjährigen Angreifer an der Westfront auslegen. Ganz das Gleiche gilt auch hinsichtlich der Folge-Aktionen der mißglückten Isonzo-Offensive an der italienischen Front. Kurz, die Offensivkraft der Ententemächte an der Westfront erscheint auf Grund dieser Erwägungen momentan derart geschwächt zu sein, daß, falls nicht ein, vorläufig trotz aller Proklamationen der Duma und der provisorischen Regierung recht problematisches Wiederaufleben russischer Offensivbetätigung den Westmächten Luft verschafft und eine Ablenkung des deutschen Druckes nach Osten bewirkt, das Eintreffen amerikanischer Truppen-Kontingente notgedrungen abgewartet werden muß, um wieder an der Westfront in größerem Stile initiativ auftreten zu können.

Vernichtungstheorie beweist Schwäche.

In Verbindung mit den obigen Ausführungen soll an dieser Stelle dem von alliierter Seite neuerdings in den Vordergrund geschobenen Axiom der Entscheidungs-Herbeiführung durch successive Aufreibung und Vernichtung der gegnerischen Streitkräfte einige Beachtung geschenkt werden. Die Ententemächte haben gegenwärtig, ihrer Erklärung gemäß, die Durchbrechung der deutschen Front in Frankreich als Hauptziel angeblich aufgegeben und an ihrer Stelle eine Vernichtungs-Kriegführung proklamiert. Im Grunde genommen stellt letztere aber nichts anderes als eine Wiederaufnahme der von keinem Erfolge begleiteten Zermürbungs-Taktik Joffres, unter Erweiterung des Umfanges und erheblicher Verstärkung des artilleristischen Momentes vor. Die Durchführung ist, laut britischer Hypothese, neben der Tendenz, dem Feinde möglichst große Verluste zuzufügen, offenbar in einer Reihe abwechselnder lokaler Schläge, die an verschiedenen Frontteilen geführt werden, gedacht. Die Summe der Bodengewinne dieser Schläge würde derart ein langsames Zurückdrängen der deutschen Front vorstellen.

In dem Uebergang zu einer derartigen Methode liegt aber bereits ein stilles Zugeben der eigenen Schwäche. Die Formen der Kriegführung mögen sich zwar mit fortschreitender Entwicklung der Kriegskunst modifiziert haben, gewisse Grundprinzipien der Strategie sind aber seit Menschengedenken dieselben geblieben. Zu einer definitiven Entscheidung wird stets auf den rücksichtslosen, raschen Angriff in ungekünstelter Form zurückgegriffen werden müssen. Nachdem die Entwicklung der allgemeinen militärischen Situation im jetzigen Weltkriege den Durchbruch als einzig übrigbleibende Entscheidungs-Möglichkeit geschaffen hat, ist in einem Verzicht auf denselben logischerweise das Zugeständnis der Unfähigkeit, zu Lande einen militärischen Entscheidungs-Erfolg zu erringen, enthalten. Selbst den kühnsten Optimisten unter den alliierten Strategen kann nicht, gerechterweise, die Hoffnung zugemutet werden, daß sie imstande sein könnten, den Gegner durch den langwierigen Zermürbungsprozeß nach drei Jahren blutigster Kämpfe ohne proportionale Schädigung der eigenen Manneskraft zu vernichten. Um diesem Ziele näher zu kommen, müßten sie trachten, die gegnerischen Verluste größer als den ihm zur Verfügung stehenden Ersatz zu gestalten, was, konkret ausgedrückt, zum mindesten bedingen würde, daß die absoluten Verluste der Zentralmächte in einem Jahre die Ziffer des heranwachsenden Rekruten-Jahrganges, also grob genommen, eine Million Mann übersteigen müßten. Das Zermürbungsverfahren ist aber, wie die bisherige Kriegserfahrung beweist, unter den momentan gegebenen Verhältnissen nicht geeignet, ein solches Resultat in der angegebenen Frist zu zeitigen. Wie gesagt, würde den Ententemächten diese Art der Kriegführung gewiß nicht als Mittel zur erfolgreichen Beendigung des Krieges anwendungswert erscheinen, wenn sie darauf angewiesen wären, allein den Kampf fortzusetzen. Da aber der Eintritt der Ver. Staaten in den Krieg ihnen die Gewähr frischen Kräftezuflusses bietet und sie damit in absehbarer Zeit in Stand gesetzt werden, abermals den strategischen Durchbruchs-Angriff versuchen zu können, haben sie sich unter dem Deckmantel der Vernichtungs-Theorie offenbar entschlossen, die militärischen Operationen in die Länge zu ziehen, bis die Ver. Staaten zu umfangreicher Betätigung fähig sind.

Entscheidungs-Problem noch ungelöst.

Damit ist der Weltkrieg, ähnlich seinen historischen Vorgängern in das Stadium verhältnismäßiger Stagnation eingetreten und das Problem eines neuartigen operativen Verfahrens behufs Entscheidungs-Herbeiführung zu Lande bleibt daher vorläufig noch ungelöst. Infolgedessen gewinnen moderne Faktoren in der Kriegführung an erhöhter Bedeutung und ihre Verwendung an Einfluß auf die Gesamtlage. Dies trifft besonders auf das Flugzeug und das Tauchboot zu. Ein Massen-Aufgebot von Flugzeugen und die Aufstellung von strategischen Prinzipien für die Verwendung derselben dürfte nicht nur den Luftkrieg in den Vordergrund rücken, sondern eventuell eine völlige Umwälzung der Fundamentalsätze für jede Kriegsaktion zur Folge haben. Mit der fortschreitenden technischen Vervollkommnung wird der Wert der Luftmaschinen, die bisher hauptsächlich der Aufklärung und Verbindungsstörung dienten, für den eigentlichen Kampf selbst unermeßlich steigen. Die jetzt schon durchgeführte Organisation der Luftstreitkräfte in den Kampf, die Aufklärung und die Zerstörung bestimmte spezielle Abteilungen eröffnet die weittragendste Perspektive für die Ausgestaltung dieses modernsten Kampfmittels und für das Zusammenwirken von Streitkräften zu Lande und der Luft. Ob es den Luftmaschinen noch in diesem Kriege beschieden sein wird, bei der Entscheidung einflußübend mitzuwirken, wird die Zukunft lehren.

Die stetig zunehmende Bedeutung des Tauchbootes und die daraus zu ziehenden Schlußfolgerungen für den Ausgang des Völkerringens bildet gegenwärtig eines der Hauptthemen der Tagesliteratur. Daß das Tauchboot, wenn nicht wirksame Mittel zu seiner Bekämpfung entdeckt werden, berufen ist, eine Hauptrolle für die Beendigung des Krieges zu spielen, erscheint heute bereits außer Frage. In rein militärischer Hinsicht hat sich der Effekt des unbeschränkten Tauchbootkrieges vorläufig noch nicht soweit fühlbar gemacht, um Operationen zu Lande entscheidend zu beeinflussen. Es ist aber garnicht ausgeschlossen, daß die Tätigkeit der Tauchboote, falls sie in gleichem oder eventuell erhöhtem Maße aufrecht erhalten werden kann, auch in dieser Hinsicht die zukünftige Gestaltung der Kriegslage bestimmen dürfte. Das unleugbare Dilemma der Entente-Armeen in Mazedonien, welches zu dem Gewalt-Coup gegen Griechenland zwang, deutet Möglichkeiten für die Zukunft an, welche die Situation der Alliierten neuen Schwierigkeiten aussetzen dürfte.

Deutschland wird nicht angreifen.

Vielfach ist in letzter Zeit die Behauptung aufgestellt worden, daß die Gestaltung der Kriegslage auf eine baldige Entscheidung hindrängt und vielerlei Argumente werden hiefür ins Treffen geführt. Das faktische Verhalten der beiden kriegführenden Gruppen zum gegenwärtigen Zeitpunkte deutet jedoch, nüchtern beurteilt, nicht darauf hin. Die für die Entente zur Anstrebung und baldigen Herbeiführung maßgebenden Gesichtspunkte werden dem Publikum von der Tagespresse fortwährend vor Augen geführt, es erübrigt sich daher eine Besprechung derselben an dieser Stelle. Hingegen erscheint die Hypothese, daß die Zentralmächte, speziell Deutschland, angesichts des im nächsten Frühjahr bevorstehenden Eingreifens großer amerikanischer Streitkräfte gezwungen sein würden, noch in diesem Jahre einen Hauptschlag zu Lande zu führen, einer näheren Beleuchtung wert. Nach unmaßgeblicher Ansicht des Verfassers besteht eine solche Notwendigkeit für Deutschland nicht. Selbst wenn sich die deutsche Heeresleitung zu einer großzügigen Offensive gegen das geschwächte Frankreich entschlöße und mit derselben Erfolg hätte, wäre damit noch nicht die Gewißheit gegeben, daß die Franzosen nachgeben und Frieden schließen würden. Eher das Gegenteil. Die Aussicht auf die amerikanische Hilfe hat der französischen Nation wieder bedeutend das Rückgrat gesteift und sie zum weiteren Ertragen der Kriegslasten und weiterer Niederlagen sehr erheblich befähigt. Den wahrscheinlichen Fall eines Beharrens der Franzosen trotz eventueller Rückschläge vorausgesetzt, sähe sich Deutschland auf demselben Punkte wie heute, selbst wenn Paris und Verdun fallen würden, und hätte andererseits mit einer äußerst kostspieligen Offensive zu rechnen. Seine Fähigkeit, dem Ansturm der frischen amerikanischen Heeresmacht Widerstand zu leisten, wäre infolgedessen bedeutend geringer. In Betracht zu ziehen ist ferner, daß Deutschland sein Kriegsziel an der Westfront im Wesen bereits erreicht hat und es sich ihm in Zukunft nur um Festhaltung des Errungenen handelt. Auch die Hoffnung, daß die Resultate des fortgesetzten Tauchbootkrieges das Ende des Ringens beschleunigen dürften, muß in diesen Kalkül mit hineingezogen werden. Ferner verbietet das noch immer ungeklärte Verhältnis zu Rußland eine beinahe ausschließliche, jedenfalls erforderliche Bindung der deutschen Kraft an der Westfront. Es ist möglich, daß die politische Lage sich bis zum Herbst soweit geklärt hat, daß die Zentralmächte im Osten freiwerden. Dann, aber nur dann, könnte der Versuch einer entscheidenden Niederwerfung Frankreichs opportun werden. Vorläufig dürfte der von vielen erwartete große Angriff Hindenburgs nicht in Erscheinung treten.

Der europäische Krieg verfolgt unentwegt seinen historischen Entwicklungsgang. Das jetzt eingetretene Stadium der Stagnation, verbunden mit strategischen Operationspausen, ist nur die logische Konsequenz der vorangegangenen Kulmination im Kampfe, und wird ebenfalls einen Zeitraum beanspruchen, der sich vielleicht bis zum Herbste erstrecken dürfte. Der Krieg geht weiter.

Eine Schwedin reist im Kriege durch Deutschland.

Von **Heinz Amelung.**

Die Wahrheit des alten Sprichwortes von den Freunden in der Not haben die Deutschen in diesen letzten Jahren zu erkennen hinreichend Gelegenheit gehabt. Unter den Neutralen — das Wort hat einen bösen Klang bekommen — gibt es erfreulicherweise manche, die sich durch die mit unleugbarem Geschick über die ganze Welt verbreiteten Lügen- und Greuelnachrichten Kopf und Herz nicht verwirren ließen, sondern kühl behielten. Dazu gehörte neben einer tüchtigen Portion Charakterfestigkeit ein nicht geringer Mut und eine genaue Kenntnis des Deutschtums wie eine festgegründete Vorliebe dafür. Aber Liebe macht auch blind, und so sah mancher auswärtige Freund, der in diesen Tagen der Sorge Deutschland aufsuchte, nur Lichtseiten, wo selbst die Schatten nicht verborgen blieben. Die Deutschen legen — ganz im Gegensatz zu den Engländern, denen die Heuchelei, der Cant, zur zweiten Natur geworden ist — gar keinen Wert darauf, vor den Augen der Welt besser zu erscheinen, als sie wirklich sind. Darum haben sie gelegentlich, wenn sie lasen, was ein Ausländer in Deutschland alles entdeckt hatte, ein Lächeln nicht unterdrücken können. Hin und wieder aber kam doch ein Fremder, der merkwürdig scharf und genau beobachtete, und dessen Berichte dann auch für die Deutschen wertvoll und antegend waren und Beachtung verlangten und verdienten. Zu diesen Reisenden gehört mit in erster Reihe die Baronin Annie Aterhielm, deren Schilderungen über die „Eindrücke einer Schwedin auf ihrer Kriegsreise durch Deutschland und Belgien" in ihrer Heimat wohlverdientes Aufsehen erregt haben und nun in einer guten Uebersetzung von Bruno Gäfer vorliegen unter dem Titel „Von Stockholm nach Berlin und Brüssel".

Um von vornherein jedem Zweifel über ihre Stellungnahme vorzubeugen, erklärt die Verfasserin gleich im ersten Satz, daß, solange der Krieg tobte, ihr erster und ihr letzter täglicher Gedanke Deutschlands Glück und Sieg galten. Man fühlt bald, daß es keine hohle Redewendung ist. Deutschland gehörte ihr Herz ja schon seit ihrem ersten Besuch; und während sie jetzt der Zug, pünktlich wie im Frieden, von Sassnitz nach Berlin bringt, gleiten die sonnigen, frohen Erinnerungen an vergangene Zeiten an ihr vorbei. „Stets fühlte ich das gleiche, sichere Wohlbehagen, wenn ich wieder innerhalb der deutschen Reichsgrenzen war." Gern hätt sie sich in dem Lande auf, „wo die Zeit der Väter nicht hemmend wirkt auf die Neuzeit, und die Neuzeit nicht die Väterzeit mit Füßen tritt, sondern wo in Haus und Heim die gute, alte Zeit neben der Gegenwart wohnt, gleich einer verehrten Großmutter, deren Rat nicht verachtet wird, und die mit segnenden Blicken auf den Fleiß der Kinder schaut." Wird dies poetisch verklärte Bild Bestand behalten können, jetzt in der rauhen Wirklichkeit einer eisenklirrenden Zeit? Wie wird sie Berlin wiederfinden? Sie hat so vieles über Deutschland gehört und gelesen, aber bald gemerkt, daß all das in seinem Inhalt sich ersichtlich je nach den Wünschen der Berichtenden änderte. Jetzt kann sie ihrem Verlangen nachgehen, mit eigenen Augen zu sehen. Längst hat sie, die Eintretungspolitik König Eduards verfolgend, den Entscheidungskampf näherkommen sehen; sie weiß, daß Schwedens Schicksal mit dem Deutschlands verknüpft ist. Vor fast einem Jahre, im ersten Frühling war es, als Baronin Aterhielm Berlin wieder betrat, und der erste Eindruck, den sie hier empfängt, ist: Ruhe. Bald fühlt sie mit freudiger Gewißheit, daß dieses Volk die Probe bestehen wird — bis zum Letzten. Sie hat hier von früher her viele gute Beziehungen und Verbindungen, und gern zeigt man ihr alles, was sie sehen möchte. Sie verfichert ihren Landsleuten, von denen viele nicht daran glauben wollen, weil sie es nicht fassen können, daß Deutschland tatsächlich von Soldaten wimmelt, daß das Straßenleben Berlins im Gepräge des Feldgrau steht. Aber keine Spur von „Militärsnobismus" findet sie. Sie besucht den Gottesdienst im Dom am Karfreitag, bewundert den Spielplan der Theater, die künstlerische Höhe der Aufführungen und die würdige Haltung der vielen Zuschauer. Nicht minder günstig ist ihr Eindruck vom Gesellschaftsleben Berlins, in das sie in halböffentlichen, privaten und Familienzirkeln, in größerem und kleinerem Kreise zutreffenden Einblick gewinnt. Da hat sie vieles erfahren, wie die Deutschen „über den Krieg denken", und sie spricht sehr fein darüber. Aufgefallen ist ihr bei den Männern, ob im feldgrauen oder im bürgerlichen Rock, wie auch bei den Frauen, der vollständige Mangel an „Pose" und diese merkwürdige gleichmäßige Selbstbeherrschung, die dem ganzen Leben in Deutschland eigen ist, in militärischen und wirtschaftlichen Dingen, vornehmlich auch in den Urteilen über die Feinde. Die kaltblütige Sachlichkeit selbst gegen England und dessen Eigenschaften hat sie in Staunen gesetzt, und sie meint, Gerechtigkeit werde England sicherlich auch in Zukunft vom deutschen Urteil zuteil werden, aber nicht viel Gnade. Leider hat die Verfasserin auch recht in bezug auf die Gefühle der meisten Deutschen Frankreich gegenüber. „Solche Empfindungen", betont sie verwundert, „sind wohl nie seit Bestehen der Erde von einer kriegführenden Nation für ihren Gegner gehegt worden. Man könnte es fast eine Art Liebe nennen. Man lobt den Mut und die Ausdauer der Franzosen, man entbindet sie aller moralischen Verantwortung an dem Kriege und erklärt sie für lediglich von den Engländern irregeleitet, man beklagt innerlich sie und ihre Leiden. Es ist, als wollte man ihnen viel lieber Herz und Arme öffnen als gegen sie Krieg führen." Diese leider weitverbreitete deutsche Gutmütigkeit dürfte inzwischen doch unsanft erschüttert sein, nachdem die Oeffentlichkeit mit den Grausamkeiten der Franzosen gründlich bekannt geworden ist. Die Deutschen sind immer noch viel zu sehr befangen in den Anschauungen einer längst vergangenen Zeit; heute ist von französischer Kultur nicht viel mehr übrig geblieben als der alte Ruhm.

Einen tiefen Einblick hat die Verfasserin in die verschiedensten Zweige der Kriegsfürsorge gewonnen; sie ist voll Lob, Anerkennung und Bewunderung der selbstlosen Arbeit, die da geleistet wird. Im Vergleich mit London hat die junge Helferin im Nationalen Frauendienst nicht unrecht, die der Besucherin sagte, es gebe hier gar keine Armen. Ein so furchtbares Elend, eine solche Massenarmut wie sie im Osten Londons zu Hause ist, kennen die Deutschen wirklich nicht; aber zu den Armsten hat man die Fremde doch nicht mit genommen. Die Unterstützungsbedürftigen, von denen sie erzählt, führten ein durchaus menschenwürdiges Dasein.

In Frankreich hat man eine schwedische Dame an die Front eingeladen. Dafür haben die deutschen „Zuständigen" nur ein Lächeln übrig, in ihm jeder ähnliche Wunsch sofort erstickt. Aber zu einem Besuch Belgiens erhielt Baronin Aterhielm mit ihrem Gatte Erlaubnis. Dort lernte sie die nutzlose „passive Resistenz" der Belgier bald zur Genüge kennen und verurteilen. In Brüssel erlebt sie den Höhepunkt ihrer ereignisreichen Kriegsfahrt: sie wird zum Abendessen beim Generalgouverneur eingeladen. Sehr hübsch zeichnet sie den dabei versammelten Kreis. Aber sie gesteht auch, daß sie infolge Uebermüdung nach der nächtlichen Fahrt von Berlin nach Brüssel und den neuen, unaufhörlich eindringenden Bildern während des ruhelosen ersten Tages in Belgiens Hauptstadt nicht zum vollen Genuß des Abends und der Gesellschaft gelangen konnte. Nach Antwerpen geht's am nächsten Morgen, wo der meilenlange Scheldehafen in seiner trostlosen Verlassenheit den schauerlichen Eindruck einer Totenstadt macht. Und dann die wie auf einem riesigen Scherbenhaufen liegenden verbrannten Petroleumbehälter! Die Engländer haben sie vor ihrem Abzug angezündet, genau so wie sie es in Rumänien, freilich nicht mit vollem Erfolge, gemacht haben, sie, die Meister im Zerstören, wenn es sich um fremdes Eigentum handelt. Und im Gegensatz dazu, der nur um so stärker wirkt, die Wiederherstellung, der Wiederaufbau der Deutschen, die ihren Ehrgeiz darein setzen, die Spuren des Krieges zu verwischen.

Auch der für die beiden Völker bezeichnende Unterschied im Theater Berlins und Brüssels wird der Verfasserin erschreckend deutlich. Im französischen Theater wurde Lonets „Hüttenbesitzer" gespielt, und die Zuschauer standen ganz im Banne dieser unnatürlichen Empfindelei, dieser geschraubten Gefühle, die niemals ihre Wirkung auf das romanische Gemüt verfehlen. Und darüber hinaus weckt das Stück unwillkürlich Gedanken über die romanische Auffassung von Frau und Ehe, die der ganzen Rasse einen unauslöschlichen Stempel der Unterlegenheit aufdrückt, ja sie mehr und mehr zum Untergang führt. Die ungeheuren, eine beispiellose Geduld erfordernden Schwierigkeiten, die der deutschen Verwaltung täglich erwachsen und von den Belgiern immer von neuem entgegengewälzt werden, würdigt die Besucherin mit tiefem Verständnis, und sie kargt nicht mit wärmster Anerkennung dessen, was hier geleistet ist. Die Betrachtung der belgischen Frage, die sie zum Schluß stellt, hat gewiß manche ihrer Landsleute zur richtigen Einsicht geführt. Die Deutschen selbst überrascht ja nicht selten der klare Blick, mit dem die hochgebildete Verfasserin die deutschen Verhältnisse im großen überschaut und im kleinen in sie eindringt. Das konnte ihr nur gelingen, weil sie von der Rassen- und Wesensverwandtschaft völlig durchdrungen ist. Sie schätzt die russische Gefahr für ihr Heimatland in ihrer ganzen Bedeutung richtig ein und predigt nur um so nachdrücklicher die Zusammengehörigkeit aller germanischen Völker. Ihrem Vorsatz getreu erzählt sie schlicht und offen, ohne Uebertreibung, aber auch ohne Verschweigen und Beschönigen, was sie gesehen und erlebt; ihr Bericht trägt offenbar das Gepräge der Wahrheit an sich. Das macht das Buch und die Verfasserin lieb und wert, wie beide in den nordischen Ländern sicher viel Gutes für Deutschland gewirkt haben. Zudem hat es einen eigenartigen Reiz, zu sehen, wie sich das deutsche Bild im Kopf und im Herzen eines Fremden darstellt, auch wenn dieser Deutschlands Freund ist.

Die Göttin der Ruhmredigkeit.

Von jeher hat die Mißhandlung der Wahrheit zum Rüstzeug der Feinde Deutschlands gehört. Im Moskowiterreich ists die Pöbellüge, die aus dem Haß des Besseren hervorgeht, im Britenvolk die scheinheilige Krämerlüge aus Gier nach dem Schilling, in Frankreich ruhmredriger Größenwahn. Dieser Ruhmredigkeit wurde einmal in denkwürdiger Weise vom Turnvater Jahn, man kann beinahe sagen wörtlich, der Mund gestopft. Man schrieb das Jahr 1815. Napoleons Stern war verblichen. Seit Moskau und Leipzig hatte die Welt kein noch so prahlerischer Siegesbericht mehr über die Zerfetztheit der Armee hinwegtäuschen können. Jetzt war Paris zum zweiten Male in den Händen der Verbündeten. Außer Eroberungsrechten hatten nun die Sieger auch Eigentumsrechte geltend zu machen. Denn zu dem Lug hatte sich auch der Raub gesellt. Was Griechenland und Rom, die Niederlande, Spanien und Deutschland an Kunstwerken ersten Ranges besaßen, das hatte des Kaisers General-Kunsträuberhauptmann Denon mit und ohne höchsten Befehl nach Paris geschleppt, wo es zum Teil auf öffentlichen Siegesdenkmälern und Triumphbogen zu Schaustücken verwendet war.

Das vom Brandenburger Tore in Berlin entwendete Viergespann hatte sich Preußen bereits bei der ersten Einnahme der Seinestadt wiedergeholt. Nunmehr galt es, unter anderem auch das Viergespann von der Markuskirche in Venedig in den alten Besitz zurückzubringen. Die vier berühmten Rosse zierten in Paris den Triumphbogen am Schloßplatz der Tuilerien, indem sie sich wohl oder übel hier zum Vorspann am Wagen eben jener Ruhmes- und Siegesgöttin hatte hergeben müssen, die stolz dort oben ihre Fahrt in alle Welt zu vollziehen schien. Unter dem Schutz von Militär, das rings um den Triumphbogen aufgestellt war, vollzog sich die Arbeit des Herunterholens zunächst ohne Zwischenfall. Mit zornfunkelnden Augen und nur schlecht unterdrückten Drohworten sahen die Pariser ihren Siegeswagen der Renner beraubt und, als würden sie sich der zufälligen tieferen Symbolik dieses Umstandes für ihre weitere geschichtliche Rolle bewußt, blieb ihr Blick wie gebannt an der leergewordenen Stätte haften. In diesem Augenblick schwang sich ein Mann auf die Plattform, ein Mann in ungewö